

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 101 (1975)
Heft: 48

Illustration: [s.n.]
Autor: Richard, Jean-Paul

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gebildeten ebenso völlig klar, dass das dabei entstehende Geläute nicht nur bezüglich Phonstärke, sondern auch hinsichtlich Melodik eine Mozartsche Nachtmusik derart weit übertrifft, dass der Klang zum Geräusch, der Wohlklang zum Geschepper und der «nachterfüllende Wohlton» (Rilke) zur abendfüllenden Nachtruhestörung wird. Wenigstens empfanden es die Damen so, alles vorher über Herdenglocken Gesagte vergessend, und ich, der ich tief sinnigen Gedanken wegen noch immer auf war, wurde dazu verkürrt, «nun doch sofort dafür zu sorgen, dass der unerträgliche Lärm endlich aufhört, denn schliesslich ...»

Die drei Phasen

«Es sind ja nicht unsere Kühe», sagte ich ebenso triumphierend wie wahr. «Du widersprichst dir selbst», murmelte meine Tochter schlaftrunken. «Aber es ist *unser* Schlaf, den sie stören», murmelte die Frau, womit sie recht hatte. Und so zog ich denn eine Jacke über meinen Pyjama und schlüpfte in Sandalen. Das Gras, das ich kurz zuvor in einer mir nun unverständlichen Euphorie tauftrisch genannt hatte, schien mir jetzt auf eine gemeine Art kalt. Zwar trat ich in der Dunkelheit in Stellen, die ich als angenehm warm empfand, aber das waren nur Kuhfladen, wie sich später zeigte, besonders am unteren Teil der Pyjama-Hosenbeine und vor allem zwischen den Zehen; doch davon später. Denn vorerst galt es, sich eine Strategie zurechtzulegen. Nachdem es mich zweimal auf den Rücken gelegt hatte, was auch meine Schulterblätter in den Genuss besagter wärmender Stellen zu bringen vermochte, war mir klar, dass sich das Vorgehen in diesem (wie in jedem anderen ernsthafteren) Fall in verschiedenen Phasen abspielen musste: Lockung – Behändigung – Entglockung.

Wie immer, wenn man einen guten Plan hat, ist die Ausführung relativ leicht. Wie leicht, zeigte sich schon in der ersten Phase:

Es ist immer von Vorteil, wenn man sich als Ortsfremder mit den lokalen Verhältnissen vertraut macht. So kann ich z. B. nicht nur Talerschwingen, und ich kenne nicht nur die nuancenreichen Geheimnisse der appenzell-innerrhodischen Aemterverflechtung oder des Wegrechtes, sondern auch die Lockrufe für Kühe. Ebenso melodios wie lautstark sang ich in irrem Falsett mein Hoahoahoahoa in die sternklare Nacht; die Kühe hoben lauschend ihre Köpfe, und mit etwelchem Stolz registrierte ich, dass sich die eine oder andere mir sogar näherte, wenn auch zögernd und vor allem erst einmal jene, die *keine* Glocke trugen.

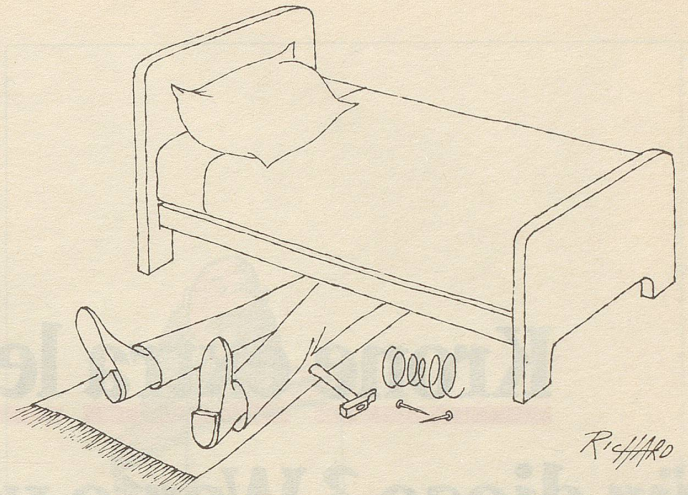
Das mit leichter Verärgerung feststellend und in blindem Eifer in weitere warme Stellen gleitend, erhöhte ich die Melodik meines Singsanges, was meine Tochter

zum Zuruf veranlasste, ich soll doch lieber den Kühen «die Schellen» wegnehmen als das Kalb machen. Was meine Frau zur Feststellung veranlasste, das sehe mir wieder einmal ähnlich. Ich wiederum setzte meine gesamte – und ich darf sagen: nicht geringe – militärische Erfahrung ein: Ich rekonozitierte die Standorte der Schellenträgerinnen, machte Umgehungen und Scheinangriffe; ich leitete eigentliche Einkesselungen ein, verhinderte Ausbrüche, schnitt den Weg ab, lauerte auf und machte verwegene Handstreichs. Als es vom nahen Kirchturm halb zwölf schlug («noch so eine verdammte Glocke», war zu meinem eigenen Erstaunen meine Reaktion), war mir klar, dass es – wie immer – nur mit Geduld zu machen sei, friedlich sozusagen: Ich machte also

in Koexistenz.

Schnaufend und den Boden stampfend, gemächlich, ohne hastige Bewegung, gewissermassen wiederkäuend, mischte ich mich kuhgleich scheinbar absichtslos unter das Vieh, mich betont in Baumnähe haltend. Gegen halb eins war ich einer Schellenträgerin so nahe, dass ich sie leicht berühren konnte, worauf sie allerdings in wilden Sprüngen davonraste, die andern hinter ihr her. Nach einer Viertelstunde regungslosen Wartens waren die Baumstämme wieder besetzt und begann das Geschepper wieder. Im Grase kauend, liess ich sie herankommen, liess mich von ihren Schmirgeltuchzungen vorsichtig belecken und wagte schliesslich – etwas nach eins – sanft ein Fell zu streicheln. Nochmals Flucht, und die Glocken tön- ten dabei wilder denn je, die Stimmen der Frauen ärgerlicher als zuvor. Es war zwei, mein linker Fuss gefühllos vor Kälte, mein rechter Fuss ein Geschmier von jenem Kuhdung, der das Wachstum der rasengleichen Weiden des Appenzellerlandes so sehr fördert, als er mir gelang, die ersten Früchte der Koexistenz zu ernten: Es war mir vergönnt, einer Schellenträgerin sachte mit der Hand über den Rist fahren, ihren Hals tätscheln zu können.

Nun durfte ich unter keinen Umständen die Gunst des Augenblicks vertun. Noch schritt ich nicht zum Aeussersten, Letztes, zumal ich erneut auf warmem Untergrunde ausglitt. Es war gegen drei, als eine erste Spur des neuen Tages rosenfingrig sich zwischen Kamor und Hohem Kasten erahnen liess und meine schmutzverkrusteten Finger das Halsband einer Schellenträgerin abzutasten vermochten, sich der Schnalle aus kunstvoll getriebenem Messing wie von ungefähr näherten – subversiv sozusagen –, um sie zu lösen, und die Finger feststellten, mit aller Sicherheit erfüllten, dass sie, diese Schnalle, mit solidem Eisendraht



verknottet und nochmals verknottet war.

Es dämmerte bereits, als mir dämmerte, dass der Pächter, durch vielerlei böse Erfahrungen klug geworden, mit barbarischer Methode, nämlich mit viel Draht und Geschick, vorgesorgt hatte, auf dass nicht wieder böswillige Touristen und von allem Rustikalen behexte Fremde die Glocken braver Schweizer Kühe abmontieren und heimtragen konnten.

Der Fluch der bösen Tat!

Ich hatte es gewusst: Herdenglockengeläut als Geschepper abtun ist ein Sakrileg. Aber Ironie zwar nicht der Weltgeschichte, so doch der Milchwirtschaft: Die gleichen Leute, die wegen Kuhglockengeläutes in der Nähe ihres Wohnhauses vor den Kadi rennen, stehen anderseits dieselben Kuhglocken als Andenken, und um das zu verhindern, greifen Viehbesitzer zu technischen MACHENSCHAFTEN, die mich hindern, zur Erhaltung meiner Nachtruhe das Geschepper abzustellen! ...

Im Dorfe unten krähte der erste Hahn, als ich endlich im Stall die Zange fand, mit der ich die Drähte hätte entfernen können, wenn mich die Kühe zu sich herangelassen hätten. Aber sie liessen mich nicht.

Ueber den Dächern verbreiteten sich die bläulichen Schleier des

Rauches von Holzfeuern. Der Tag versprach schön zu werden. Das bestätigte der Pächter, der in ausgreifendem Schritt, begleitet von seinem Hund, vom Nachbargehöft her zu meinem Stalle schritt. Er hielt einen Augenblick an und rief melodisch «Hoahoahoahoa», das wie ein Jodel klang. Und es war schön, geradezu erhaben, wie sehr sich die Kühe beeilten, dem Ruf zu folgen, und schön zu hören, wie ihre Glocken erklangen, so fröhlich im jungen Morgen.

Ich schlich leise ins Schlafzimmer. «Warum bist du denn um diese Zeit schon auf», murmelte die Frau aus den Decken, «jetzt hättest du doch Gelegenheit, auszuschlafen!» Und dann – nach einer Pause –: «Ich sag's nicht gerne, aber ich fürchte, du stinkst wie eine Kuh!» Und dann, schon wieder am Einschlafen: «Aber das Schönste hier ist doch das Geläute der Kuhglocken, nicht wahr! Es ist so friedlich ... und so ...»

Ich mag es nicht leiden, wenn Städter das Geläut von Herdenglocken als Ruhestörung bezeichnen.

Ich mag es auch nicht, wenn Städter das Geläut von Kuhglocken verherrlichen.

Ich möchte nur meine Ruhe haben: vor Glocken und vor Städten.

Aber gegen Glocken im allgemeinen – das möchte ich betonen – habe ich nichts, rein nichts! Weshalb auch?

